

FORSCHUNG MIT STAMMZELLEN

Streit um die doppelte Strategie

Trotz medizinischer Fortschritte und neuer Konzepte bleibt das ethische Dilemma unlösbar

■ ECKART KLAUS ROLOFF

Anders Björklund sieht eine große Gefahr. Wenn er an China und Indien denke, so meinte der schwedische Neuroforscher und Histologe kürzlich bei einer Tagung in Münster, könne er sich vorstellen, dass dort Therapien mit Stammzellen schon bald Praxis werden – viel zu früh und nicht abgesichert.

Wenn es dabei zu Irrtümern und Rückschlägen komme, vielleicht sogar zu Todesfällen, dann fürchtet Björklund schwere Folgen für die gesamte Forschung. Auch für jene, die alle Regeln beachtet und sich streng an ethische und juristische Standards hält. Der Blick nach China zeigt, wie berechtigt Björklunds Vorsicht ist. Er befasst sich an der Universität Lund auf mehreren Wegen mit den sehr unterschiedlichen Krankheiten, auf die Stammzellforscher weltweit fixiert sind: Alzheimer, Epilepsie, Diabetes, Chorea Huntington und Parkinson. Björklund kann auf einige Erfolge bei Parkinson-Patienten verweisen, denen die Übertragung von Fetalneuronen deutlich half, doch dabei gab es ein erhebliches Problem: Die dazu nötigen Feten stammten aus Abtreibungen. Zwei Jahre lang hat die schwedische Gruppe nach 1985 das Dilemma debattiert, das sich daraus ergab; dann entschloss sie sich für die Transplantation.

Stets ist es erforderlich, sich bei elementar neuen Verfahren auf alte ethische Grundsätze zu besinnen. Björklund setzt inzwischen wie viele andere „große Hoffnung auf die Stammzellen, die sich in vitro vermehren können“. Aber er weiß, dass der Weg zu Therapien weit und ungewiss ist – sooft Forscher auch gedrängt werden, eine präzise Zahl von Jahren zu nennen. Zudem gibt es auch bei embryonalen Stammzellen ethische Hürden.

Das ändert nichts daran, dass viele Länder an diesen Perspektiven arbeiten. Das belegte Mitte Mai auch die international ausgerichtete Tagung in Münster, die Hans R. Schöler als Direktor am dortigen Max-Planck-Institut für molekulare Biomedizin in Verbindung mit dem vor vier Jahren gegründeten Kompetenznetzwerk Stammzellforschung Nordrhein-Westfalen ausrichtete. Schöler stellte dabei fest, „dass die Forschung mit embryonalen Zellen von manchen kategorisch abgelehnt wird, auch aufgrund ernüchternder Erfahrungen mit viel versprechenden Konzepten wie der Gentherapie“. Ein Genexperiment an Patienten war erst vor wenigen Wochen in Frankfurt am Main gescheitert.

Stammzellverfahren interessieren auch die Praktiker der regenerativen Medizin, die dazu beim Kongress der Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin in Wiesbaden sprachen. Sie zeigten, dass adulte Stammzellen, die ja nicht aus Embryonen, sondern aus der Nabelschnur sowie dem Blut und Knochenmark Erwachsener stammen, über Leukämiebehandlungen hinaus bei vielen anderen Eingriffen zu nutzen sind; öffentlich wird das kaum wahrgenommen.

So lassen sich geschädigte Lungenareale, Herzmuskeln, Herzklappen und Knorpel durch gezüchtetes Gewebe ersetzen. Bei der Leber können sogar die Zellen eines Spenders, in Kultur vermehrt, etlichen Patienten helfen.

Doch viele Forscher wollen auch mit embryonalen Zellen arbeiten und kritisieren die deutsche Regelung, dass nur Stammzellen aus der Zeit vor dem 1.1.2002 verwendet werden dürfen, also bevor das Gesetz in Kraft trat.

Auch Otmar Wiestler, der Chef des Deutschen Krebsforschungszentrums, ist dafür, „adulte und embryonale Stammzellen „komplementär und parallel zu beforschen“, wie er sagt. Jörg-Dietrich Hoppe, Präsident der Bundesärztekammer, verweist auf die vielen Risiken und ethischen Vorbehalte.

Schöler aber betont, „dass beide Zweige der Forschung nötig sind, um jeweils das beste Therapiekonzept zu erarbeiten“. Aktuell wollen er und andere durch den „Altered Nuclear Transfer“ (ANT) patientenspezifische Stammzellen „ohne das Durchlaufen des kritischen Embryonenstadiums ableiten“. Dabei werden Embryonen erzeugt, die nicht das zur Einnistung in die Gebärmutter nötige Gewebe bilden. Sie haben aber nur den einen Zweck, aus ihnen embryonale Stammzellen zu gewinnen.

Das ist der Grund, weshalb der Biologe Lars Grotewold im Mai-Heft der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“ meint, dieser vermeintliche Ausweg des ANT sei „ethisch noch wesentlich bedenklicher“ als die Nutzung überzähliger Embryonen. Für ihn gibt es derzeit „keine praktikable ethisch unbedenkliche Alternative“, aber eine starke Lobby. Sie wird ihr Ziel so schnell nicht aufgeben.

© Rheinischer Merkur Nr. 22, 01.06.2006



Artikel kommentieren



PDF-Ansicht